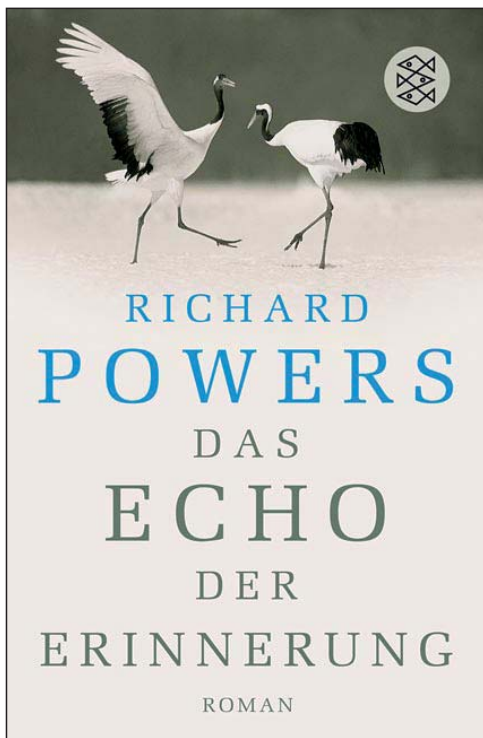


Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Richard Powers
Das Echo der Erinnerung
Roman



Preis € (D) 9,95 SFR 17,90 (UVP)

544 Seiten, Broschur

ISBN 978-3-596-17457-7

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2007

Kraniche landen in der Dämmerung. Sie schweben in lockeren Ketten vom Himmel. Zu Dutzenden streben sie aus allen Richtungen herbei und sinken mit der Dunkelheit herab. Hunderte von *Grus canadensis* rasten an dem noch halb gefrorenen Fluss. Sie sammeln sich auf den Inseln im seichten Wasser, wo sie grasen und unter Flügelschlagen ihre Trompetenrufe ertönen lassen: die Vorhut einer gewaltigen Wanderung. Von Minute zu Minute werden es mehr, und die Luft färbt sich rot von ihren Schreien.

Ein Hals reckt sich lang, die Beine baumeln herab. Flügel wölben sich nach vorn, ihre Spannweite so groß wie ein Mensch. Die Schwungfedern wie Finger gespreizt, legt er sich schräg in den Wind. Der blutrote Kopf macht eine Verbeugung, und die Flügel berühren sich – ein lang gewandeter Priester spendet den Segen. Die Schwanzfedern richten sich auf, und der Leib sackt nach unten, dem plötzlich näher kommenden Boden entgegen. Beine strampeln; mit den nach hinten abgewinkelten Knien sehen sie aus wie das gebrochene Fahrgestell eines Flugzeugs. Ein weiterer Vogel im Sinkflug findet strauchelnd einen Platz auf der dicht bevölkerten Landebahn an diesem wenige Meilen langen Ufer, wo der Fluss noch sauber und breit genug ist, dass er ihnen Sicherheit bietet.

Die Dunkelheit kommt früh, und so wird es noch einige Wochen lang bleiben. Der Himmel, eisblau hinter den Wipfeln der Weiden und Pappeln, flammt für kurze Zeit rosenrot auf, dann verglüht er zu Indigo. Ende Februar am Platte River; der kalte Nachtdunst hängt über dem Fluss und überzieht die Stoppelfelder des vergangenen Herbsts mit weißem Raureif. Die aufgeregten Vögel, groß wie Kinder, stehen dicht gedrängt, Flügel an Flügel, an diesem Abschnitt des Flusses, den die Erinnerung sie zu finden gelehrt hat.

Wie seit Urzeiten versammeln sie sich zum Ende des Winters hier am Ufer, bedecken wie ein Teppich das Sumpfland. In diesem Licht erinnern sie fast noch an Saurier: die ältesten Flugtiere der Erde, nur einen zaghaften Schritt entfernt vom Pterodaktylus. Als es endgültig dunkel wird, ist es wieder eine Welt der Anfänge, der gleiche Abend wie damals, als vor sechzig Millionen Jahren diese Wanderung begann.

Eine halbe Million Vögel – vier Fünftel aller Kanadakraniche auf der Erde – versammeln sich an diesem Fluss. Sie folgen dem Central Flyway, der Zugroute, die sich einer riesigen Eieruhr gleich über den gesamten Kontinent legt. Sie kommen aus Neumexiko, Texas und Mexiko, legen Tag für Tag Hunderte von Meilen zurück und haben noch Tausende vor sich, ehe sie ihre in der Erinnerung eingepprägten Nistplätze erreichen. Für einige Wochen beherbergt dieser Flussabschnitt den meilenlangen Vogelschwarm. Doch wenn der Frühling beginnt, erheben sie sich in die Lüfte und verschwinden, folgen ihrem inneren Kompass bis hinauf nach Saskatchewan, Alaska oder noch darüber hinaus.

Dieser Flug steht außerhalb der Zeit. Etwas lässt diese Vögel einer Route folgen, die schon Jahrhunderte alt war, als sie sie von ihren Eltern erlernten. Und jeder Kranich erinnert sich an den Weg, der noch in der Zukunft liegt.

Auch heute Abend kreisen sie wieder über dem verzweigten Wasserlauf. Noch für eine Stunde ertönen ihre Rufe, bis der Himmel sich leert. Die Vögel schlagen nervös mit den Flügeln, unruhig von der Wanderung. Einige zupfen bereifte Halme aus dem Boden und schleudern sie in die Luft. Sie sind so gereizt, dass sie anfangen zu kämpfen. Doch schließlich kommen sie zur Ruhe und schlafen, auf einem Bein stehend und immer noch wachsam, die meisten im Wasser, einige wenige weiter oben auf den Stoppelfeldern.

Quietschende Bremsen, das Kreischen von Metall auf Asphalt, ein erstickter Schrei, dann ein zweiter wecken den Schwarm. Der Truck fliegt im hohen Bogen durch die Luft und bohrt sich in das Feld. Ein Schwall von Erde prasselt auf die Vögel nieder. Sie schrecken auf und schlagen mit den Flügeln. Der Teppich erhebt sich verstört in die Lüfte, kreist über dem Fluss und landet wieder. Schreie wie von Kreaturen, scheinbar doppelt so groß wie sie, sind meilenweit zu hören, doch schließlich verhalten sie.

Als der Morgen anbricht, hat es diese Laute nie gegeben. Wieder herrscht nur das Hier und Jetzt, das geflochtene Band des Flusses, ein Festmahl aus verstreuten Körnern, das diese Vögel nach Norden tragen wird, bis über den Polarkreis hinaus. Beim ersten Lichtstrahl erwachen die lebenden Fossilien wieder zum Leben, noch unsicher auf den Beinen schmecken sie die frostige Luft, springen in die Höhe, die Schnäbel gen Himmel gereckt, die Kehle weit aufgerissen. Und als hätte die Nacht nichts genommen, vergessen die Kraniche alles außer diesem Moment in der Morgendämmerung und beginnen zu tanzen. Einen Tanz, der älter ist als der Fluss.

Ihr Bruder brauchte sie. Der Gedanke rettete Karin in dieser feindlichen Nacht. Sie fuhr wie in Trance in einem weiten Bogen, vom Sioumland erst südwärts auf dem Nebraska-Highway 77, dann in Richtung Westen auf der Nummer 30, die dem Verlauf des Platte River folgt. Die direkte Route über kleinere Straßen war in ihrem Zustand unmöglich. Immer noch verstört von dem Anruf um zwei Uhr morgens, der sie wie ein Messerstich getroffen hatte: *Karin Schluter? Hier ist das Samariter-Hospital in Kearney. Ihr Bruder hatte einen Unfall.*

Mehr wollte der Pfleger am Telefon nicht sagen. Nur dass Mark auf der North Line Road von der Straße abgekommen und, im Führerhaus eingeklemmt, fast erfroren wäre, bis die Sanitäter eintrafen und ihn befreiten. Nach dem Auflegen konnte sie lange Zeit ihre Finger nicht spüren, bis sie merkte, dass sie sie gegen die Wangen presste. Ihr Gesicht war taub, so als hätte sie selbst da draußen gelegen, in der eiskalten Februarnacht.

Mit steifen, blau angelaufenen Händen umklammerte sie das Steuer und schlitterte durch die Reservate. Erst das Winnebago-Reservat, dann das Hügelland der Omaha. Die Bäume am Rand der holprigen Straße duckten sich unter der Last des Schnees. Winnebago Junction, das Powwow-Areal, das Stammesgericht und die freiwillige Feuerwehr, die Tankstelle, wo sie ihr steuerfreies Benzin kaufte, das handgemalte Holzschild mit der Aufschrift »Indianisches Kunsthandwerk«, die Highschool, die sich *Home of the Indians* nannte und wo sie freiwillig unterrichtet hatte, vor ihrer verzweifelten Flucht: all das schien ihr abweisend und feindselig. Auf dem langen, leeren Stück

östlich von Rosalie stapfte ein einzelner Mann, so alt wie ihr Bruder, in einem viel zu dünnen Mantel und einer Baseballmütze durch die Schneewehen am Straßenrand. Er drehte sich um und sah sie mürrisch an, als sie vorüberfuhr, als wolle er den Eindringling vertreiben.

Die Mittellinie – eine Wundnaht auf dunklem Asphalt – sog sie hinab in die verschneite Finsternis. Es war unbegreiflich: Ein routinierter Fahrer wie Mark war von einer schnurgeraden Landstraße abgekommen, die er wie seine Westentasche kannte. Wie konnte man mitten in Nebraska von der Straße abkommen? Das war gerade so, als würde man von einem Schaukelpferd abgeworfen. Sie dachte an das Datum: 20. 2. 02. Hatte es eine Bedeutung? Sie schlug mit der flachen Hand auf das Steuer, und der Wagen schlingerte. *Ihr Bruder hatte einen Unfall.* Genau genommen nahm er schon seit langem jede falsche Abzweigung, die man im Leben nur nehmen konnte, und stets aus der falschen Richtung. Anrufe zu den unmöglichsten Zeiten, soweit sie überhaupt zurückdenken konnte. Aber nie so einer.

Sie schaltete das Radio an, um nicht einzuschlafen, und landete bei einer schwachsinnigen Sendung mit Höreranrufen zu der Frage, wie man seine Haustiere am besten vor terroristischen Giftanschlägen auf das Wasser schützen könne. In der Dunkelheit krochen die knisternden Stimmen in sie hinein und flüsterten ihr zu: Du bist allein auf einer einsamen Straße, nur eine halbe Meile von deinem eigenen Verhängnis.

Was für ein warmherziges Kind Mark gewesen war, wie rührend er sich um seine Regenwurmklarin gekümmert hatte, wie er seine Spielsachen verkauft hatte, um die Farm zu retten, wie er sich als Achtjähriger zwischen ihre Eltern geworfen hatte, in jener entsetzlichen Nacht vor neunzehn Jahren, als Cappy mit einem Stück Stromkabel auf Joan losgegangen war. Das war das Bild, das sie von ihm hatte, nun wo sie unaufhaltsam in die Finsternis stürzte. Das war die Wurzel all seines Missgeschicks: Er nahm zu viel Anteil.

Hinter Grand Island, zweihundert Meilen von Sioux entfernt, sah sie den Platte River in der pfirsichfarbenen Dämmerung. Die ersten Strahlen der Morgensonne blitzten auf den schlammbräunen Fluten, und das beruhigte sie. Dann erregte etwas ihre Aufmerksamkeit, tanzende, perlweiße Wellen mit roten Schaumkronen. Selbst sie glaubte anfangs, die Fahrt auf dem Highway hätte sie hypnotisiert. Ein Teppich aus riesigen Vögeln erstreckte sich bis zu den Baumreihen in der

Ferne. Sie hatte sie in jedem Frühjahr gesehen, seit mehr als dreißig Jahren, und doch hätte sie bei dem Anblick beinahe das Steuer herumgerissen und wäre dem Beispiel ihres Bruders gefolgt.

Er hatte gewartet, bis die Vögel zurückkamen. Schon im Oktober, als sie auf dem gleichen Weg zur Beerdigung ihrer Mutter gefahren war, war er in einem desolaten Zustand. Damals war er mit seinen Kumpels aus der Fleischfabrik in den neunten Kreis der Nintendohöhle hinabgestiegen und hatte zum flüssigen Frühstück das erste Sechserpack Bier angebrochen, um dann in volltrunkenem Zustand zur Schicht zu fahren. *Lieb gewonnene Traditionen, Rabbit; bin ich der Familienehre schuldig.* Damals hatte sie nicht die Kraft, ihm gut zureden. Er hätte ohnehin nicht auf sie gehört, selbst wenn sie es versucht hätte. Aber er hatte den Winter überstanden, hatte sich sogar ein wenig aufgegrafft. Und jetzt das.

Vor ihr tauchte Kearney auf: die weitläufigen Randbezirke, das neue Einkaufszentrum am Stadtrand, die schmierigen Schnellrestaurants an der Second Street, die alte Hauptstraße. Die ganze Stadt kam ihr plötzlich vor wie eine überdimensionale Raststätte an der Interstate 80. Der vertraute Anblick erfüllte sie mit einer seltsam unpassenden Ruhe. Zuhause.

Sie fand das Krankenhaus so wie die Vögel den Platte River. Sie sprach mit dem Unfallchirurgen und bemühte sich nach Kräften, ihn zu verstehen. Er sagte mehrfach *ziemlich ernst, stabil* und *Glück gehabt*. Er sah jung aus, so jung, dass er ohne weiteres früher am Abend mit Mark gefeiert haben könnte. Sie hätte am liebsten gefragt, ob sie sein Diplom von der medizinischen Hochschule sehen könne. Stattdessen erkundigte sie sich, was genau er mit »ziemlich ernst« meine, und nickte höflich zu seiner unverständlichen Antwort. Sie fragte nach der Bedeutung von »Glück«, und der Unfallchirurg erwiderte: »Glück, dass er noch am Leben ist.«

Die Feuerwehr hatte ihn mit einem Schweißbrenner aus dem Führerhaus geschnitten. Er hätte womöglich die ganze Nacht direkt neben der Landstraße in seinem Sarg gelegen und wäre, durch die Windschutzscheibe gepresst, erfroren oder verblutet, wenn es nicht einen anonymen Anruf von einer Tankstelle am Stadtrand gegeben hätte.

Sie ließen sie zu ihm. Eine Schwester wollte sie auf den Anblick vorbereiten, aber sie hörte nicht zu. Sie stand vor einem Nest aus

Kabeln und Monitoren. Auf dem Bett lag ein weiß bandagiertes Bündel. Ein Gesicht schwamm in dem Schlauchgewirr, geschwollen und in allen Regenbogenfarben, über und über mit Schürfwunden bedeckt. In seinen zerschundenen Lippen und Wangen steckten noch Glaskörner. An einer Stelle hatte man ihm das verfilzte Haar ab-rasiert, und aus der kahl rasierten Kopfhaut sprossen Drähte. Die Stirn sah aus, als hätte er damit auf einem glühenden Grillrost ge-legen. Ihr Bruder, im dünnen taubenblauen Krankenhausnachthemd, rang nach Luft.

Sie hörte sich wie von ferne seinen Namen rufen. »Mark?« Er öffnete die Augen, harte Plastikaugen, wie die Puppenaugen ihrer Kindheit. Nichts rührte sich, nicht einmal die Lider. Nichts, bis er lautlos pumpend die Lippen bewegte. Sie beugte sich vor zwischen Apparate und Schläuche. Durch das Surren der Monitore hörte sie ein Zischen aus seinen Lippen. Ein Windhauch in einem reifen Weizenfeld.

Sein Gesicht zeigte Zeichen des Erkennens. Aber aus seinem Mund kam nichts als ein dünner Speichelfaden. Die Augen flehten angst-erfüllt. Er wollte etwas von ihr, Leben oder Tod. »Alles in Ordnung; ich bin da«, sagte sie. Doch ihr Versuch, ihn zu beschwichtigen, verschlechterte seinen Zustand nur noch weiter. Er wurde unruhig, und genau das hatten die Schwestern verboten. Sie wandte den Blick ab und sah irgendwohin, nur nicht in seine Tieraugen. Das Zimmer brannte sich tief in ihre Erinnerung ein: der geschlossene Vorhang, die beiden Wagen mit bedrohlich aussehenden elektronischen Ge-räten, die limonadengelbe Wand, der Rolltisch neben seinem Bett.

Sie unternahm einen neuen Versuch. »Markie, ich bin's, Karin. Al-les wird gut.« Indem sie es aussprach, schuf sie eine Art Wahrheit. Ein Stöhnen drang über seine versiegelten Lippen. Seine Hand, an der ein Infusionsschlauch baumelte, hob sich und packte sie am Handgelenk. Diese Zielsicherheit erstaunte sie. Der Griff war kraftlos und dennoch unentrinnbar, und er zog sie hinunter in das Labyrinth aus Schläuchen. Seine Finger flatterten wild, als könne sie in diesem Bruchteil einer Sekunde verhindern, dass sein Wagen die Böschung hinunterstürzte.

Die Schwester schickte sie nach draußen. Karin Schluter saß im Wartezimmer der Unfallstation, einem gläsernen Terrarium am Ende eines langen Korridors, wo es nach Desinfektionsmitteln, Angst und uralten medizinischen Zeitschriften roch. Farmer und Farmersfrauen

in dunklen Sweatshirts und Overalls saßen mit gesenkten Köpfen neben ihr auf den ringsum aufgereihten orangefarbenen Polsterstühlen. Sie sah sie taxierend an: *Vater mit Herzinfarkt, Ehemann mit Jagdunfall, Kind mit Überdosis*. Auf dem Fernsehbildschirm in der Ecke flimmerten tonlose Bilder von einer kahlen Berglandschaft mit versprengten Guerillakämpfern. Afghanistan, Winter 2002. Nach einer Weile entdeckte sie einen Blutstropfen an ihrem rechten Zeigefinger, wo sie die Nagelhaut durchgebissen hatte. Sie merkte, wie sie aufstand, die Toilette ansteuerte und sich dort übergab.

Später aß sie etwas Warmes, Klebriges aus der Krankenhauskantine. Irgendwann fand sie sich in einem jener halbfertigen Betontreppehäuser, die man eigentlich nur zu Gesicht bekommt, wenn das Gebäude in Flammen steht, und telefonierte mit Sioux City, mit der großen Firma für Computer und Heimelektronik, wo sie in der Kundenbetreuung arbeitete. Sie stand da und strich den zerknitterten Bouclérock glatt, als könnte ihr Abteilungsleiter sie durch die Leitung hindurch sehen. Sie erzählte ihm so vage wie möglich von dem Unfall. Ein bemerkenswert nüchterner Bericht: dreißig Jahre Routine im Vertuschen von Familiengeheimnissen. Sie bat um zwei Tage Urlaub. Er bot ihr drei. Zuerst wollte sie protestieren, dann nahm sie dankbar an.

Wieder zurück im Wartezimmer sah sie acht Männer mittleren Alters in Flanellhemden; sie standen im Kreis und starteten auf den Fußboden. Ein Raunen drang aus ihrer Mitte, Wind, der an den Fliegenfenstern eines einsamen Farmhauses rüttelt. Das Murmeln schwoll in Wellen an und ab. Sie brauchte einen Augenblick, bis sie es einordnen konnte: ein Gebetszirkel; sie beteten für ein anderes Opfer, das unmittelbar nach Mark eingeliefert worden war. Ein improvisierter Gottesdienst der Pfingstler, der das übernahm, was Skalpelle, Medikamente und Laser nicht zu leisten vermochten. Die Gabe der Zungenrede kam über den Kreis von Männern, es klang wie das Stimmengewirr bei einem Familientreffen. Zuhause: der Ort, dem man niemals entrinnt, nicht einmal in seinen schlimmsten Träumen.

Stabil. Glück. Diese Wörter hielten Karin aufrecht bis zum Mittag. Doch als der Unfallchirurg das nächste Mal mit ihr sprach, hörte es sich anders an: *zerebrales Ödem*. Etwas hatte den Druck im Schädel ihres Bruders in die Höhe getrieben. Die Krankenschwestern versuchten, seinen Körper zu kühlen. Der Arzt sprach von einem Ventilator

und ventrikulärer Drainage. Keine Rede mehr von Glück und Stabilität.

Als sie Mark das nächste Mal sehen durfte, erkannte sie ihn nicht mehr. Die Person, zu der man sie diesmal brachte, lag im Koma, das eingefallene Gesicht eines Fremden. Seine Augen öffneten sich nicht, als sie seinen Namen rief. Seine Arme hingen reglos, selbst wenn sie sie drückte.

Krankenhausangestellte kamen und redeten auf sie ein. Sie behandelten sie, als hätte sie einen Hirnschaden. Sie versuchte etwas aus ihnen herauszubekommen. Marks Blutalkoholwert hatte knapp unter dem Grenzwert für Nebraska gelegen – drei oder vier Bier in den Stunden, bevor er im Graben gelandet war. Sonst keine auffälligen Werte. Der Truck war nicht mehr zu retten.

Zwei Polizisten nahmen sie auf dem Flur beiseite und stellten ihr Fragen. Sie sagte ihnen, was sie wusste, nämlich nichts. Eine Stunde später überlegte sie, ob das Gespräch nur in ihrer Einbildung stattgefunden hatte. Später am Nachmittag setzte sich ein fünfzigjähriger Mann im blauen Arbeitshemd im Wartezimmer neben sie. Sie zwang sich, ihn anzusehen und zu lächeln. Unmöglich, selbst hier in dieser Stadt: ein Kundenbetreuerlächeln im Wartezimmer der Unfallstation.

»Sie sollten sich einen Anwalt nehmen«, sagte der Mann.

Sie blickte wieder zu ihm hin und schüttelte den Kopf. Schlafentzug.

»Sie gehören doch zu dem Burschen, der seinen Truck zu Schrott gefahren hat? Ich hab's im *Telegraph* gelesen. Sie sollten sich wirklich einen Anwalt nehmen.«

Sie schüttelte noch einmal den Kopf. »Sind Sie Anwalt?«

Der Mann sträubte sich. »Gott bewahre. Nur ein Rat unter Freunden.«

Sie suchte nach der Zeitung und las den knappen Unfallbericht immer wieder, bis er ihr vor den Augen verschwamm. Sie saß in dem Glaskasten, so lange sie konnte, dann wanderte sie durch die Gänge der Station und setzte sich wieder. Stündlich flehte sie die Schwestern an, sie zu ihm zu lassen. Jedes Mal wurde ihre Bitte abgeschlagen. Hin und wieder döste sie auf ihrem aprikotfarbenen Plastikstuhl für fünf Minuten ein. Mark erschien in ihren Träumen, wie Büffelgras nach einem Präriefeuer. Ein Kind, das aus Mitleid immer die schlechtesten Spieler in seine Mannschaft wählte. Ein Erwachsener, der nur

anrief, wenn er vom Alkohol in rührseliger Stimmung war. Ihre Augen brannten und ihr Mund war trocken und geschwollen. Sie musterte sich im Spiegel auf der Toilette: verquollen und schwankend, die roten Haare ein zerzauster Perlenvorhang. Aber trotz allem immer noch ansehnlich.

»Sein Zustand hat sich verschlechtert«, erklärte der Arzt. Er sprach von B-Wellen und Quecksilbersäulen, Gehirnlappen und Hirnkammern und Hämatomen. Schließlich verstand Karin, was er meinte. Mark musste operiert werden.

Sie schnitten ihm die Luftröhre auf und trieben einen Bolzen in seinen Schädel. Die Krankenschwestern antworteten nicht mehr auf Karins Fragen. Stunden später bat sie mit ihrer besten Kundenbetreuerstimme erneut darum, dass sie ihn sehen dürfe. Sie sagten, er sei zu geschwächt von dem Eingriff. Die Schwestern boten an, ihr etwas zu geben, und Karin brauchte eine Weile, bis sie begriff, dass sie Beruhigungsmittel meinten.

»Nein, danke«, sagte sie. »Mit geht es gut.«

»Gehen Sie eine Weile nach Hause«, sagte der Unfallchirurg. »Ärztliche Anweisung. Sie brauchen Ruhe.«

»Andere schlafen auch auf dem Boden im Wartezimmer. Ich kann einen Schlafsack holen und wiederkommen.«

»Im Augenblick können Sie nichts tun«, versicherte ihr der Arzt. Aber das war nicht möglich; nicht in der Welt, aus der sie kam.

Sie versprach sich auszuruhen, wenn sie sie vorher zu Mark ließen, nur für einen Augenblick. Sie stimmten zu. Seine Augen waren noch immer geschlossen, und er reagierte auf nichts.

Dann sah sie den Zettel. Er lag auf dem Nachttisch. Keiner konnte ihr sagen, wie er dorthin gekommen war. Ein Bote war unbemerkt ins Zimmer geschlüpft, als Karin vor der Tür warten musste. Die Schrift war dünn und krakelig: die Schrift eines Einwanderers aus dem vorigen Jahrhundert.

Ich bin Niemand aber
Heute Nacht auf der North Line Road
Führte GOTT mich zu dir
damit Du Leben kannst
und jemand anderen zurückholen.

Ein Schwarm von flammenden Vögeln. Sterne stürzen herab wie Geschosse. Glutrote Punkte werden Fleisch, nisten sich ein, Körperteil, Körper nur zum Teil.

Es dauert eine Ewigkeit: nichts, was man messen kann.

Ein Schwarm von glühenden Schlacken. Wenn der graue Schmerz sich lichtet, bleibt nur noch Wasser, immer. Flach und endlos, träger als jede Flüssigkeit. Am Ende nichts als ein zeitloses Fließen, nieders-tes Dasein, unergründlich. Ein Etwas, die Kälte selbst, kann sie nicht spüren.

Der Körper, ein seichtes Gewässer, fällt pro Meile um einen Zoll. Ein Torso so lang wie die Welt. Vereist von Anfang bis Ende. Große Schleifen, vom Alter gekrümmt, schleppende, lang gezogene Mäander halten den Strom so lange wie möglich auf und zögern den einen langen Absturz hinaus, den er doch bereits vollzieht.

Nicht einmal ein Fluss, nicht einmal nass, braun, träge, westwärts, kein Jetzt oder Später, nur dann und wann steigend. Ein Gesicht taucht auf, ein tonloser Schrei. Eine weiße Säule, lichtumflutet. Dann schallendes, nacktes Entsetzen in der Luft, ein Flattern und Fallen, überallhin, nur nicht ins Ziel.

Ein wortloser Laut sagt dennoch: *Komm*. Komm mit. Versuch's mit dem Tod.

Am Ende nur noch Wasser. Seichtes Wasser breitet sich überall aus. Wasser, das Nichts ist und doch ins Nichts stürzt.